

Janosch Steuwer

## Flaschenpost. Tagebücher in der Geschichte und Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts

Tagebücher machen Arbeit. Zunächst ihren Verfassern. Das wissen diejenigen, die selbst einmal Tagebuch geschrieben haben oder dies immer noch tun, sicher sehr genau. So knapp die einzelnen Eintragungen auch sein mögen: sie erfordern Zeit und Konzentration – und dies immer wieder. Wer Tagebuch schreibt, geht eine Verpflichtung ein, muss das Schreiben in der einen oder anderen Weise zum Teil seines Alltags machen. Entsprechend häufig finden sich in Tagebüchern Klagen und Selbstbeichtigungen, wenn der Autor den eigenen Schreibrhythmus nicht eingehalten, schon wieder keine Zeit zum Schreiben gefunden hat.

Ebenso machen Tagebücher denjenigen Arbeit, die sich – wie ich – daran machen, sie zu lesen, um etwas über ihre Autorinnen und Autoren, und die Zeit, in der sie geschrieben wurden, herauszufinden. Unter den ganz unterschiedlichen Quellen, die Historikerinnen und Historikern zur Verfügung stehen, erfordern Tagebücher besonderen Aufwand: Die Lektüre der zumeist handschriftlichen Dokumente ist mühsam, ihr Umfang zugleich häufig ausgesprochen groß. Was in ihnen steht, ob sie für die eigenen Forschungen überhaupt interessant sind, lässt sich zu Beginn nur schwer abschätzen. Ganz sicher erzählen sie aber von tausend Dingen, die man eigentlich nicht wissen wollte. Dabei lassen sich Tagebücher kaum überfliegen, was zu umfangreichen Mitschriften zwingt, aus denen aber schließlich nur kurze Ausschnitte benötigt werden: Die Transkripte aus den rund 140 Tagebüchern etwa, die ich für mein Buch über Tagebuchschreiben im Nationalsozialismus angelegt habe, übersteigen dessen Umfang um mehr als das Doppelte.

Und nicht minder viel Arbeit machen Tagebücher schließlich denjenigen, die sie aufbewahren. Jedenfalls dann, wenn man diese Dokumente nicht einfach im Magazin verstauben lassen will. In den meisten Archiven fristen sie dieses Dasein, versteckt hinter nichtssagenden Findbucheinträgen wie „Tagebuch 1966“ oder „Notizbuch 4.5.1929–15.1.1932“. Dokumentenart und Zeitraum: Diese Informationen offenbaren Tagebücher schon auf den ersten Blick. Wovon sie handeln, wer sie geschrieben hat, wofür sie interessant sein könnten, zeigt sich hingegen erst in der Lektüre, die für Archivmitarbeiterinnen ebenso aufwändig ist wie für die Benutzer. Was das Deutsche Tagebucharchiv zu einer so großartigen Einrichtung macht, ist deshalb nicht einfach nur die Fülle an Dokumenten, die hier verwahrt wird. Es ist die viele Arbeit, die Sie sich hier mit diesen Dokumenten machen, und das große Engagement, mit dem Sie sich dem

Erschließen und Archivieren, dem Transkribieren und Präsentieren, dem Beantworten von Anfragen und der Betreuung der Benutzerinnen annehmen.

Ich möchte deshalb diese Gelegenheit heute dazu nutzen, etwas darüber nachzudenken, warum sich diese Arbeit eigentlich lohnt. Ich will damit aber nicht nur Rechenschaft ablegen, sondern Ihnen zugleich ein paar Dinge aus der Geschichte des Tagebuchschreibens im 20. Jahrhundert und zur Bedeutung erzählen, die Tagebücher für das Verständnis der Vergangenheit besitzen. Ich werde dabei auf das Schreiben, das Lesen und das Aufbewahren von Tagebüchern zu sprechen kommen – wenn auch nicht in dieser Reihenfolge.

Beginnen wir am Anfang des 20. Jahrhunderts und mit dem Lesen: In den Jahren nach der Jahrhundertwende machten sich nämlich so viele Deutsche wie nie zuvor daran, Tagebücher von Autoren zu lesen, die sie nicht persönlich kannten. Möglich machte dies eine wahre Schwemme an Tagebuchveröffentlichungen, die 1905 spektakulär begann. In diesem Jahr erschien das Buch *Aus dem Tagebuch einer Verlorenen*, das einen der ersten großen Publikumserfolge auf dem noch jungen Massenbuchmarkt auslöste. Mehr als 1,2 Millionen Exemplare wurden bis zum Beginn der 1930er Jahre verkauft. Bereits 1907 wurde eine Bühnenfassung an den deutschen Theatern gespielt; 1912, 1918 und 1929 erschienen drei Kinofassungen – die letzte von G. W. Pabst.

Sensationell war das *Tagebuch einer Verlorenen* vor allem deshalb, weil es sich deutlich von denjenigen unterschied, die früher, im 18. und 19. Jahrhundert für veröffentlichungswürdig erachtet worden waren. Zu dieser Zeit waren die Aufzeichnungen „bedeutender Persönlichkeiten“, von Künstlern, Schriftstellern und Philosophen, veröffentlicht worden. Ähnliches konnte man von diesem Buch nicht sagen: Es berichtet vom Schicksal einer einfachen Apothekerstochter, die mit 15 Jahren von einem Geschäftspartner ihres Vaters verführt und schwanger wird. Damit beginnt ihr sozialer Abstieg: Von ihrer Familie und der bürgerlichen Gesellschaft verstoßen, wird ihr das Kind nach der Entbindung weggenommen. Auf sich allein gestellt, muss sie sich als Prostituierte durchs Leben schlagen. An diesem Leben war nichts bedeutend oder tugendhaft, die Autorin eine Unbekannte; die Schriftstellerin Margarete Böhme, die für die Veröffentlichung verantwortlich war, betont nur zufällig in den Besitz des Buches gekommen zu sein.

Dieses Tagebuch und die ähnlichen Tagebuchveröffentlichungen, die in den folgenden Jahren erschienen, ließen sich nicht mehr als Vorbilder tugendhaften Lebens und tadelloser Charakterbildung lesen, wie es das bürgerliche Lesepublikum in der Vergangenheit getan hatte. Hinter ihrem Publikumserfolg verbarg sich eine andere Leseerwartung, die sich für

das Tagebuch deshalb interessierte, weil es unmittelbare Einblicke in fremde, sonst verschlossene Lebenswelten versprach. Diese Erwartung konnte unterschiedlich motiviert sein: Margarete Böhme wollte ihr Buch „als Beitrag zu einer brennenden sozialen Frage unserer Tage“, der starren Sexualmoral der bürgerlichen Klassengesellschaft, verstanden wissen. Der Publikumserfolg gründete aber wohl eher auf den Schilderungen des skandalumwitterten Prostituiertenmilieus. Beides fand in den folgenden Jahren seine Fortsetzung in den weiteren Veröffentlichung der Tagebücher „einer anderen Verlorenen“, „eines Modells“ beziehungsweise „eines Betriebsrats“ oder „eines Arbeiters“. Hinzu traten bereits während des Weltkrieges, vor allem aber in den frühen 1920er Jahren, zahlreiche diaristische Aufzeichnungen von Kriegsteilnehmern, die gleichfalls sowohl sozialkritische wie voyeuristisch gelesen werden konnten. Doch so oder so: Leserinnen und Leser wollten mit diesen Tagebüchern nicht mehr über die „Persönlichkeit“, sondern über das Schicksal ihrer Autoren erfahren und über die sozialen Umstände, die dieses Leben hervorgebracht hatten.

Gleiches erwarten wir von der Lektüre von Tagebüchern noch immer, auch wenn es seit den 1980er Jahren zunehmend weniger verborgene Lebenswelten der Gegenwart sind, die diese Dokumente aufschließen sollen, sondern vor allem die Geschichte von Krieg und Massengewalt im letzten Jahrhundert. Anne Frank, Viktor Klemperer, die Tagebuchcollagen von Walter Kempowski und Florian Illies, die Vielzahl an Radio- und Fernsehbeiträgen mit Tagebüchern von Soldaten des Ersten Weltkrieges: Auch heute sind es Aufzeichnungen unbedeutender, normaler Menschen, die zu einem wichtigen Teil unserer Erinnerungskultur geworden sind, weil in den dort dokumentierten Schicksalen ihrer Autoren Geschichte besonders anschaulich und unmittelbar zu greifen scheint. Denn im Tagebuch, so die Erwartungen, haben Menschen unbeobachtet von anderen und damit losgelöst von sozialen Konventionen, aufgeschrieben was sie gedacht, gefühlt und erfahren haben. Insofern könne man sich durch die Lektüre in ihre vergangene Lage hineinversetzen oder gleich direkt nachfühlen, wie es diesen Menschen ergangen ist.

Auch diese Vorstellung ist alt. Sie lässt sich noch weit über den Beginn des 20. Jahrhunderts hinaus zurückverfolgen bis ins Bürgertum des 19. Jahrhunderts, das das Tagebuchschreiben zu einem intimen, privaten Akt erklärt hatte: zur aufrichtigen Auseinandersetzung mit der eigenen Innerlichkeit im Rückzug vor der Welt. Eben zu dieser Zeit entstand auch die moderne Geschichtswissenschaft, die das „nachfühlende Verstehen“ historischer Akteure zu ihrer zentralen Aufgabe machte, dafür eine eigene Methodik - die „Hermeneutik“ - entwickelte und in Tagebüchern das ideale Quellenmaterial hierfür erblickte; eben weil sie diese Dokumente in gleicher Weise als intime und authentische

Mitteilungen betrachtete. In der Systematisierung des historischen Materials schlugen die Historiker des 19. Jahrhunderts Tagebücher damit dem sogenannten Bereich der „Tradition“ zu (so wie Memoiren oder Reden): den Äußerungen, die historische Akteure bewusst an die Nachwelt gerichtet hatten, und die deshalb auch von Historikern verstanden werden könnten – anders als die sogenannten „Überreste“: Texte, die in der Vergangenheit einfach angefallen waren, die Zeit überdauert hatten und kompliziertere Methoden erforderten. Zu klären war aus dieser Perspektive nur die sogenannte „äußere Quellenkritik“: die Frage, ob es sich bei dem vorliegenden Text tatsächlich um ein echtes Tagebuch handelte. War dies unstrittig, reichte zu dessen Analyse ein buchstäbliches Lesen; geschichtswissenschaftliche und öffentliche Lektüre von Tagebüchern unterschieden sich kaum voneinander. Ein Tagebuch war in diesem Blick so etwas wie eine Flaschenpost: eine Nachricht aus ferner Zeit, die seine Autorin oder sein Autor in den Strom der Geschichte auf die Reise geschickt hatte. Spätere Leserinnen und Leser brauchten sie nur öffnen, um mit der Lektüre ein anschauliches und lebendiges Bild der Vergangenheit und der Gefühle und Gedanken ihrer Verfasser zu erhalten.

Das Problem ist nur: Wirkliche Tagebücher leisten dies kaum. Liest man Tagebücher nicht als gedruckte Veröffentlichungen, sondern macht sich auf den Weg ins Archiv zeigt sich, dass sie in vielem so ziemlich das genaue Gegenteil zu dieser Vorstellung sind: Statt intim und privat zu sein, werden sie von den Verfassern häufig anderen zum Lesen gegeben, für solche geschrieben oder gleich von mehreren Autoren verfasst. Statt anschaulich sind ihre Eintragungen in weiten Teilen unverständlich und rätselhaft. Statt spannend ob des Schicksals des Autors erweist sich die Lektüre häufig als ausgesprochen ermüdend, weil die Autoren in ihren Einträgen immer und immer wieder auf das Gleiche zu sprechen kommen. Zu den anschaulichen Geschichten, die wir aus den gedruckten Tagebüchern kennen, werden diese Dokumente erst durch die Glättungen und Ergänzungen, die Tagebuchveröffentlichungen fast immer beinhalten und die den Texten das Brüchige, Fragmentarische und Unverständliche nehmen.

Um zu verstehen, warum Tagebücher eigentlich so sind, muss man den Blick auf die Arbeit richten, die ein Tagebuch seiner Autorin oder seinem Autor macht. Denn ein Tagebuch zu führen, ist nicht einfach nur ein „Schreiben“. Philippe Lejeune, ein französischer Literaturwissenschaftler, der ausgesprochen klug über Tagebücher nachgedacht hat, hat das Tagebuchschreiben einmal mit einem Sport verglichen: Wie für die regelmäßige Joggingrunde muss man Zeit hierfür im Alltag finden und am Ball bleiben, um den eigenen Schweinehund im Griff zu behalten. Das Bild ist hilfreich, denn es verweist auf zwei wichtige Bedingungen des Tagebuchschreibens: erstens auf die beschränkte Zeit, die Autoren für

ihre Eintragungen zur Verfügung haben; schon deshalb können diese Texte kein umfassendes Portrait, keine dichte Beschreibung des Autors oder seines Alltags leisten. Und zweitens darauf, dass man einen guten Grund dafür haben muss, um sich diese Arbeit zu machen. Die Hoffnung, dass einmal Historiker die eigenen Aufzeichnungen lesen könnten, reicht dafür nicht aus. Es braucht anderer Motive, auch dann, wenn Autoren diese Hoffnung in ihren Aufzeichnungen manchmal formulieren. Dass Tagebücher auch in diesen Fällen keine Nachrichten sind, die für andere geschrieben wurden, zeigt sich an ihrem hohen impliziten Wissen. Fremden Lesern zeigt es sich etwa dort, wo Namen im Text auftauchen und unklar bleibt, ob es sich um Verwandte, Freunde oder Arbeitskollegen handelt. Tagebücher erklären sich nicht. Ihre Eintragungen sind selbstgewiss, weil der Autor für sich und nicht für andere schreibt.

Tagebücher besitzen für ihre Autoren einen gegenwärtigen Zweck, eine Funktion für ihr alltägliches Leben. Dies lässt sie regelmäßig Eintragungen niederschreiben und deshalb sind Tagebücher fragmentarisch und repetitiv: Denn Autoren schreiben in ihnen nicht einfach von allem, was sie erlebten und dachten, sondern von ganz bestimmten, häufig problematischen Dingen, aber von diesen wieder und wieder. Dies kann und konnte unterschiedliches sein: das eigene Gefühlsleben und die Liebesbeziehungen, die dies prägten; politische Entwicklungen der Zeit, die Fragen aufwarfen; ein Hobby, das man schreibend verfolgt; die Entwicklung eines Kindes. Die Zwecke, warum Autoren Tagebuch führten, waren im 20. Jahrhundert ausgesprochen vielfältig. Aber immer gilt: Statt „Tradition“, statt bewusster Mitteilungen an spätere Generationen, wie es den Historikern des 19. Jahrhunderts schien, sind Tagebücher tatsächlich vielmehr „Überrest“: ein Nebenprodukt, das beim Ordnen des eigenen Alltags, beim Leben selbst anfällt. Tagebuchführen, so hat es der Literaturwissenschaftler Lejeune formuliert, sei „nicht nur Produktion eines Textes, sondern auch Produktion“ des Lebens selbst. Denn produziert (und nicht beschrieben) werde „auch die Person, die das Tagebuch führt“. Bei Tagebüchern habe man es deshalb mit komplizierten Dokumenten zu tun, die Überbleibsel eines Prozesses seien, „dessen Ziel nicht die Hervorbringung dessen war, was wir lesen“ – sondern die Klärung jenes Problems im tatsächlichen Leben, dem sich der Autor in dem Text widmete.

Dies macht das Lesen von Tagebüchern komplizierter, steigert ihren Wert für Historikerinnen und Historiker aber ungemein: Denn damit leisten Tagebüchern nicht nur Lebensbeschreibungen einzelner Menschen, wie sie auch in Autobiografien, in Zeitzeugeninterviews und anderen Texten zu finden sind. An ihnen lassen sich vergangene Lebensweisen – wenn auch nur ausschnitthaft – ganz unmittelbar beobachten. Denn

Tagebücher überliefern die praktische „Produktion des Lebens“ für Historikerinnen und Historikern in einer ganz hervorragenden Weise: als datierte Reihen. Es gibt gute Gründe hierin – und nicht in ihrer vermeintlichen Intimität oder der Privatheit ihrer Aufzeichnungen – das zentrale Merkmal des Tagebuchs zu sehen: in der Datierung der Einträge. Sie verweisen auf die einmalige Lage, in der sich Tagebuchautoren befinden. Sie verfügen nicht über den Stoff der Geschichte, an der sie schreiben. Bei jedem Eintrag wissen sie nur dasjenige, was bislang geschehen ist. Der weitere Verlauf ihrer Geschichte ist für sie ebenso unabsehbar wie die Zukunft selbst. Ihr Text entsteht damit unter sich ständig wandelnden Bedingungen: Änderungen im eigenen Leben bedingen andere Zukunftserwartungen und schaffen damit neue Schreibpositionen, die sich ganz unmittelbar im Tagebuchtext zeigen: Frühere Einträge mit vergangenen Hoffnungen und Sorgen werden nicht korrigiert. Der Autor setzt einfach unter neuem Datum erneut an. Wenn man Tagebücher insofern als „Flaschenpost“ verstehen will, sollte man, um im Bild zu bleiben, die Aufmerksamkeit statt auf die Nachricht in der Flasche auf den Korken richten: Tagebücher verkapseln Zeit. Und sie tun dies nicht nur einmal, sondern mit jedem neuen Eintrag.

Für Historikerinnen und Historiker ist dies ein Glücksfall. Denn im Vergleich der verschiedenen Einträge, lassen sich damit Veränderungen in den Wahrnehmungen, Perspektiven und Gedanken der Tagebuchautoren feststellen, von denen der Text nicht zwingend berichten muss: weil ihre Autoren darüber nicht sprechen wollten oder weil sie es nicht bemerkten. Es ist das Schreiben selbst und die Art und Weise, wie es sich im Verlauf der Zeit veränderte, mit denen Tagebücher uns heute in besonderer Weise Einblicke in die Vergangenheit eröffnen können. Dies macht ein empathisches Lesen, was das Schicksal des Autors in den Mittelpunkt stellt, nicht unnötig oder falsch. Aber in einem distanzierten, analytischen Blick, der die Aufmerksamkeit auf die oftmals kleinen Variationen zwischen den einzelnen Eintragungen lenkt, wird hinter der jeweiligen Lebensgeschichte noch etwas anderes sichtbar: Vergangene Perspektiven, Sichtweisen und Zukunftserwartungen, die sich als unzutreffend herausgestellt haben, die Menschen in der Vergangenheit aber dennoch prägten.

Geschichte zu schreiben ist ein schwieriges Unterfangen, denn sie lässt sich nicht einholen. Wir schreiben sie stets im Rückblick: unter gewandelten Umständen und im Wissen um das Ergebnis der historischen Entwicklungen, das die Menschen nicht besaßen, die diese durchlebten, vorantrieben oder unter ihnen litten. Diese Differenz lässt sich nicht überbrücken: Geschichte ist durch sie niemals dasjenige, was gewesen ist, sondern immer nur eine Vorstellung, die wir uns im Heute vom Gestern machen. Was sie von Erfindungen unterscheidet, ist die Bereitschaft, sich in den eigenen Vorstellungen von der

Vergangenheit von jenen Texten und Dingen widersprechen zu lassen, die aus dieser Zeit stammen. Eben dasjenige, was an Tagebüchern so besonders viel Arbeit macht – ihre ermüdende Lektüre, dass sie von tausenden Dingen sprechen, die man nicht wissen willt, zu unseren Fragen an die Geschichte aber häufig vergleichsweise stumm bleiben –, genau dies stellt insofern ihr eigentlichen Wert da. Sie konfrontieren uns mit ganz anderen, Perspektiven, Probleme und Erwartungen, die für die Zeitgenossen bedeutsam waren, auch wenn sie inzwischen vergangen sind.

Diese zum Teil unserer Vorstellungen von der Vergangenheit zu machen, ist häufig kompliziert. Tagebücher machen es Historikerinnen und Historikern schwer. Aber mit ihnen können wir Geschichte entwerfen, zu der wir mit anderen historischen Quellen nicht gelangt wären. Deshalb lohnt es sich als Historiker, sich die Arbeit mit diesen Dokumenten zu machen. Und dies macht auch die Aufbewahrung von Tagebüchern zu einer so lohnenden wie wichtigen Arbeit: Denn diese bereichern die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit nicht nur um konkrete Schicksale, an denen große historische Vorgänge anschaulich und greifbar werden. Als Zeitkapseln aus der Vergangenheit besitzen sie immer auch das grundlegende Potential, bestehende Vorstellungen der großen historischen Vorgänge so deutlich zu irritieren, dass sie dazu herausfordern, unser Bild der Vergangenheit zu überdenken und andere Geschichten zu schreiben. Insofern wünsche ich mir heute, dass das Tagebucharchiv das Strandgut aus dem Strom der Zeit weiterhin in so engagierter Weise zusammenträgt, wie Sie es nun schon seit mehr als zwei Jahrzehnten tun – und dem Tagebucharchiv auch in Zukunft viele weitere Benutzerinnen und Benutzer, die mit den aufgelesenen Fundstücken unsere Vorstellungen von der Vergangenheit mit neuen Geschichten bereichern.